

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

205 (3.9.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 67

Eine schreckliche Audienz.

Von Ferdinand Madlinger.

Der herzogliche Notar Otto Stöcker hatte einen Orden bekommen, den Hausorden vom grünen Pfau 3. Klasse, wie ihn alle Krieger, die zwanzig Jahre in herzoglichen Diensten stehen.

Ein Grund, sich etwas darauf einzubilden, lag somit nicht vor. Auch war es keineswegs eine Ueberraschung. Der Orden kam, er mußte kommen, mit derselben Sicherheit, wie Sonne und Mond aufgeht. Kein Beamter konnte ihm entkommen, es sei denn durch Selbstmord.

Die Freude des Empfängers war daher nicht übermäßig. Ursprünglich war nämlich für Beamte im 20. Dienstjahre eine erkleckliche Gehaltszulage vorgesehen. Als jedoch das Herzogtum zum Sparsystem zurückkehrte, strich man die Zulage und setzte dafür den Orden.

Die Verleihung vollzog sich in höchst einfachen Formen. Erst stand Stöckers Namen neben vielen andern Schicksalsgenossen im „Staatsanzeiger“ unter der Spalte, die mit den Worten begann: „Seine Hoheit haben gnädigst geruht“. Dann kündete es eines Tages am Glasabschluß und ein herzoglicher Lakai mit hohen Gamaaschen stand davor.

Er lästete vornehm den silberbetrehten Zylinderhut und fragte nach seiner Hochwohlgeborenen dem Herrn Notar. Und als der Berufene persönlich erschien, sagte er: „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Staatsminister und ich soll Ihnen den Orden abgeben.“

Dabei händigte er ihm ein kleines Päckchen ein, das mit amtlichem, landesfarbigem Bindfaden umschirmt war. Der Lakai fuhr fort: „Zugleich gestatte ich mir, Ew. Hochwohlgeborenen meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen.“

Und er hielt die Hand hin, man wußte nicht, um zu gratulieren oder um ein Trinkgeld zu empfangen. Der Notar kam beiden Absichten entgegen und drückte die bereitgehaltenen Rechte, indem er gleichzeitig einen harten Taler hineinlegte.

So wurde Otto Stöcker Ordensritter 3. Klasse vom grünen Pfau. Wie er das Päckchen öffnete, fand er ein blaues Futteral und darin lag das niedliche, glitzernde Kreuz mit dem Emailbildchen eines Pfaus in der Mitte und den vier grünen Edelsteinen auf den Kreuzbalken.

Das heißt, es waren keine Edelsteine, sondern nur grünes Glas. Der Empfänger hatte aber das Recht, sich echte Edelsteine dafür hineinsetzen zu lassen.

Nachdem der Ausgezeichnete das Stück eine Weile betrachtet hatte, gab er es seinen Kindern zum Spielen. Damit war für ihn der Fall erledigt und nur der blaue Taler Trinkgeld preßte ihm noch einen wehmütigen Seufzer aus.

Nach ein paar Tagen machte ihn ein Kollege aufmerksam, daß ihm aus der Annahme des Ordens die Pflicht erwüchse, sich dafür beim Herzog persönlich zu bedanken. So forderte es die strenge Sitte des Herzogtums, und der Fürst sah darauf, daß die ausgezeichneten Untertanen sich ihm vorstellten. Stöcker schrieb also seine Eingabe und wurde auf einen Freitag mittag halb drei Uhr zur Audienz ins herzogliche Palais befohlen.

An dem belagerten großen Tag ließ sich der Notar von seiner Frau den Frack ausbügeln und die schwarzen Hosen ausdämpfen. Nach dem Mittagessen legte er sich noch ein wenig aufs Sofa und sammelte Gedanken, damit er auf die Fragen des Herzogs richtige und passende Antworten geben könnte.

Der Herrscher liebte nämlich, die Leute scharf auszufragen, und er wollte gern alles wissen über ihren Dienst,

nische kirchliche Regiment erhob, so daß jeder Tag der Herrschaft Granvellas eine zunehmende Gefahr für den Staat bedeutete. Diesen Stimmungen und den immer auffälliger hervortretenden Beobachtungen konnte sich schließlich auch die Statthalterin Margarethe nicht verschließen, so daß endlich sie selbst sich an Philipp II. wandte, ihm die gefährliche Situation entfallend. Aber auch dies hätte vielleicht das Vertrauen des Königs zu der Staatsweisheit seines getreuen Subjektes nicht ganz erschüttert, wenn nicht Granvella selbst — sei es aus der Erkenntnis, daß sein Lage unhaltbar war, sei es aus Angst um sein Leben — den König um seinen Abschied gebeten hätte, der dann auch gewährt wurde. Bevor das Entlassungsgesuch allgemein bekannt war, verließ Granvella (1563) in der Stille Brüssel, um sich vorerst nach Burgund, seinem Heimatland, zu begeben. Später wurde er Unterkönig von Neapel, um alsdann in Madrid in erster Linie die italienischen Geschäfte wahrzunehmen, bis er, 70 Jahre alt, starb.

In den Niederlanden selbst zog nach des Ministers Entfernung die Ruhe wieder ein, bis dann, vor allem infolge der Durchführung der Beschlüsse des Tridentischen Konzils, die Gemüter aufs neue aufgepeitscht wurden. Eine Epoche langer und schwerer Kämpfe folgte. Kurze Zeit erlebten die Geiseln Trümpe, um dann rasch besieg zu werden. Herzog Albas Henderhand schlug jeden freien Gedanken nieder, bis endlich — wie überall und zu allen Zeiten — die Freiheit und der Gedanke des Fortschritts wenn auch unter harten Kämpfen siegreich ihr Haupt über Unterdrückung und kirchlicher Hierarchie erhoben.

So half Granvellas und der kirchlichen Zwangsherrschaft Wirken wenn auch wider Willen mit, das Herankommen einer neuen Zeit zu beschleunigen und der Geschichte ist ein klassisches Beispiel mehr dafür geworden, daß die kirchliche Staatsretterei ein Teil der Kraft ist, die zwar das Böse will, jedoch — über die eigenen Trümmer hinweg — letzten Endes das Gute schafft. Gr.

Für unsere Frauen.

Ausbeutung der Notlage.

Seit einigen Jahren macht sich eine sehr starke Zunahme des Angebots am Arbeitsmarkt für weibliches Bureaupersonal bemerkbar. Zwar ist die Verwendung weiblicher Hilfskräfte in den kaufmännischen Bureaus wesentlich gestiegen, doch nicht in dem Maße, wie die Zahl der Stellenjuchenden zugenommen hat. Die Folge davon ist eine Ueberfüllung des Arbeitsmarktes und eine recht hohe Arbeitslosigkeit unter den Handlungsgehilfinnen. Die Not weiser Schichten der Bevölkerung, verursacht durch die immer höher werdenden Preise für Lebensmittel und Wohnungen, zwingt nicht nur die Frauen und Mädchen des Proletariats, sondern auch des Mittelstandes, sich einen selbstständigen Beruf zu suchen und zum Unterhalt der Familie etwas beizutragen. Die jungen Mädchen haben nicht die Zeit und auch nicht das Geld, um die auch nur in größeren Städten befindlichen Schulen für Handlungsgehilfinnen zu besuchen, die ihre Schülerinnen in 1, 1½ oder 2jährigen Kursen für den Handelsberuf vorbereiten. Sie müssen schnell mit der Lehre fertig sein, um bald zu verdienen. Diese Sachlage haben zahlreiche private, sogenannte Handelschulen und ähnliche Lehranstalten sich zunutze gemacht, indem sie die Ausbildung junger Mädchen für den Beruf als Handlungsgehilfin übernehmen und durch mögliche Verkürzung der Ausbildungszeit sich eine recht große Zahl von Schülerinnen zu sichern suchen. Diesen „Handelschulen“ liegt weniger an einer gründlichen sachgemäßen Ausbildung ihrer Schülerinnen, als vielmehr an recht hohem Profit. Natürlich ist die Ausbildung der Handelschülerinnen in diesen Anstalten recht mangelhaft. In der kurzen Zeit, die so viele Mädchen anlockt, können nicht einmal die einfachsten technischen Arbeiten, wie Schönschreiben und Maschinenschreiben so gelehrt werden, wie es den Bedürfnissen der Praxis entspricht. Die Ausbildung in der Buchführung, im Rechnen und in der kaufmännischen Korrespondenz läßt noch sehr zu wünschen übrig. Bei der kurzen Dauer des einzelnen Ausbildungskurses ist es auch gar nicht möglich, den Schülerinnen einigermaßen ausreichende Kenntnisse zu übermitteln. Ein großer Teil der Handelsinstitute arbeitet mit unständigen Lehrkräften und bedenktlich ist auch die Skrupellosigkeit, mit der viele Anstalten dieser Art ihren Schülerinnen die besten Zeugnisse ausstellen, trotzdem sie doch genau wissen, daß die vor-

handenen Kenntnisse sehr minimal sind. Es wäre deshalb durchaus notwendig, daß diesen privaten Instituten mehr auf die Finger gesehen wird und daß sie einer dauernden Aufsicht unterstellt werden würden, damit die furchtbare Ausbeutung, die sie an ihren Schülerinnen üben, bald aufhört.

Kinderlos in Großstädten.

Der Zeitschrift „Lürner“ entnehmen wir folgendes: Nach den jüngsten statistischen Feststellungen geht es mit der Häufigkeit der Geburten in Berlin noch immer unaufhaltsam zurück. Die Eheschließungen nehmen nicht ab, aber die Zahl der Kinder verringert sich. Das ist kein Wunder, da man die Väter in den Großstädten immer mehr belastet, aber immer weniger achtet, und die Mütter derart vernachlässigt, daß eine rasch anwachsende Zahl sich mit oder ohne Kinder mit Typhus, Keuchgas, durch Erhängen, Ertränken usw. selbst vernichtet. Bekannt ist die Kinderfeindlichkeit der großstädtischen Hauswirte. Kinderreichen Familien wird es immer schwerer gemacht, überhaupt preiswerte Wohnungen zu mieten. Mit den Eltern werden die Kinder verfolgt oder geächtet. In den meisten Straßen wird es für sie infolge des wachsenden Verkehrs, besonders durch Autos und Autobusse, immer lebensgefährlicher. Das Wunder, daß sie nun in der warmen Jahreszeit die wenigen belebten Straßen stillen Straßen überfüllen! In Friedenau wird ihnen aber auch dort die Freude, sich ein wenig austoben zu dürfen, mißgönnt. Für diesen Ort hat der Bürgermeister eine Polizeiverordnung erlassen, in der es heißt, daß das lärmende Spiel der Kinder auf der Straße möglichst vermieden werden solle. Er hat die Schutzmannschaft angewiesen, darauf zu achten, daß das übermäßige Schreien und die gerauschvollen Spiele unterdrückt werden. Zugleich hat er die Kinder in den Schulen ermahnen lassen, beim Spielen auf der Straße möglichst keinen Lärm zu machen. Von den Eltern erwartet er, daß sie ihre Kinder „zu einem gestitteten Verhalten beim Spielen anhalten“, und zu guter Letzt macht er die Portiers gegen die Kinder auf der Straße mobil, da diese ja „häufig vielfach vor den Häusern, in den Vorgärten usw. zu tun“ hätten und zumindest die in ihren Häusern wohnhaften und ihnen bekannten Kinder ermahnen oder bei den Eltern verklatschen könnten.

Es gibt einen Antikärmverein, der sich zur Aufgabe gesetzt hat, den modernen Menschen hauptsächlich vor den mechanischen Geräuschen der Großstadt in Schutz zu nehmen, Musikinstrumente zu schaffen, die Hausmusik einzuschränken usw. Das ist ein sehr berechtigtes Streben. Wenn die Behörden solche Bemühungen unterstützen wollten, so würden sie sich ein Kulturverdienst erwerben. Das Los der Großstadtkinder ist bedauerlicherweise genug; ihnen bei dem großen Mangel an öffentlichen Spielplätzen zu verbieten, beim Spielen auf der Straße, oft der einzigen Stätte ihrer Freiheit, Lärm zu machen, heißt, da es einem vollen Verbot fast gleichkommt, ihnen das Dasein unerträglich zu machen. Wir sind bei der Hypertrophie unseres Polzeiwesens den Zuständen eines Zuchtanstalts für die Erwachsenen schon nahe genug gekommen, daß das heranwachsende Geschlecht seine Verwirklichung noch erleben kann: man gönne darum den Kindern für die harte und schulfreie Stunden des Tages das bishigen Glück, sich ohne Aufsicht frei zu bewegen, damit sie wenigstens einen Nachguss schmad richtiger Freiheit in ihre trostlose Zukunft hineinreilen

Kleine Nachrichten.

Weibliche Analphabeten. Trotz der „berühmten“ Volksschule in Preußen gibt es immer noch eine Anzahl Erwochsenener, die nicht einmal ihren Namen schreiben können. Solcher Mangel wird bei Eheschließungen offenbar. Die amtliche Statistik verrät, wie viele der Eheschließenden in Preußen nicht in der Lage waren, ihren Namen zu schreiben. Die Ziffern lassen erkennen, daß die Zahl der weiblichen Analphabeten größer ist, als die der männlichen, und daß im Reiche der Junker die größte Zahl der des Schreibens Unkundigen gezählt wurde. Die Hauptziffern aus dem Jahre 1911 lauten: Von je 100 Eheschließungen konnten ihren Namen nicht schreiben:

Im Staat	2,8 Männer und 3,5 Frauen
In Ostpreußen	9,0 „ „ 11,8 „
In Posen	13,4 „ „ 16,9 „
In Westpreußen	13,7 „ „ 17,8 „

Diese Ziffern liefern den Beweis der Kulturhöhe in den Unterdomänen, von dem Bildungsmaß der Besten der Nation.

„Da ist es am Ende besser, daß Sie nicht Offizier wurden. Zu welcher politischen Partei bekennen Sie sich?“

„Zu gar keiner.“

„Warum nicht? Es ist doch mein Wille, daß der Beamte politisch Farbe bekenne. Sie kennen doch diesen Erlaß meines Staatsministers?“

„Ich kenne ihn und mißbillige ihn, Hoheit. Denn er zieht politische Heuschler groß, indem er die Beamten, die vorwärts kommen wollen, zum Anschluß an die Regierungspartei zwingt. Andererseits verdächtigt er die parteilos Weibenden als Mitläufer der Sozialdemokratie.“

„Oho,“ sagte der Fürst und trat erstaunt einen Schritt zurück. „Aber der Notar dachte: Nach du nur „oho“, ich sag' mein' Sach', wie es ist! Der Fürst tat den Zwetfögenstein aus dem Mund und legte ihn auf ein anderes Schächchen.“

„Ich hoffe,“ sagte er, „unter meinen Beamten ist keiner so gefinnungslos, daß man ihn mit Recht als Sozialdemokraten verdächtigen könnte.“

„Neußerlich sind sie es wohl nicht, aber innerlich.“

„Solche Leute sollten sich schämen! Eine Doppelnatur zu spielen, ist charakterlos.“

„Schämen? Brauste der Notar auf, schämen sollten sich diejenigen, die einen dazu zwingen, eine Doppelnatur anzunehmen.“

„Sie sind ein tüchtiger Anwalt der Charakterlosigkeit. Sollte das einen Schluß auf Ihr eigenes Herz rechtfertigen?“

„Durchaus nicht, Hoheit, ich mache nie einen Hehl aus meinen Ansichten.“

„Bravol Nun sagen Sie mir, was wählen Sie? Wenn geben Sie bei der hiesigen Stichwahl zwischen dem Nonfervativen und dem Sozialdemokraten Ihre Stimme?“

Der Notar schaute den Frager bestimmt an. „Das Wahlrecht ist geheim, Ew. Hoheit, und ich brauche niemand Rechenschaft abzulegen.“

„Aha, Sie kneifen schon; das dachte ich mir. Ich finde es fürchtbar schäbig, als Mann seine heilige Ueberzeugung zu verstoßen.“

„Noch schäbiger finde ich es, einen Mann für seine heilige Ueberzeugung zu strafen.“

„A, das befürchten Sie. Seien Sie nur beruhigt; von mir geschieht Ihnen nichts. Sprechen Sie zu mir als Mann zum Mann! Also, was haben Sie gewählt?“

„Not,“ gab jetzt der Notar zur Antwort, indem er dem Fürsten stramm in die Augen blickte. Ein Blick traf ihn aus diesen Augen, die ihn scharf und zornig anschauten.“

„Not! Wie vereinbaren Sie das mit Ihrer Stellung als Staatsbeamter, bitte?“

„Ich arbeite für den Staat, d. h. für die Gesamtheit der Bürger, und von denen erhalte ich mein Geld. Also suche ich das zu fördern, was dem Staatsganzen nützt.“

„So, so! Haben Sie nicht einen Dienst geleistet und darin geschworen, das Wohl des Landesherren nach Kräften zu fördern?“

„Allerdings,“ antwortete der Notar, etwas verlegen, „aber das ist doch wohl nur eine Redensart. Euer Hoheit Wohl ist so sicher gestellt, daß ich es weder fördern, noch hemmen kann.“

„Heißt es das Staatswohl fördern, wenn Sie eine republikanische Partei unterstützen? Halten Sie denn die Republik für besser, als die Monarchie?“

Der Fürst nahm wieder eine Zwetföge und begann zu kauen.

„Die Republik hat viele Ausichten, besser zu sein,“ erwiderte der Notar. „Das ist meine wissenschaftliche Ueberzeugung.“

„Ei, ei; Sie scheinen ein ganz verbohrt Republikaner zu sein. Da wundere mich nur, daß Sie mit Ihren republikanischen Grundfäden die Zeichen monarchischer Gnade auf Ihrer Brust tragen!“

Betroffen blickte der Notar auf seine Brust, wo der neue Orden funkelte. Statt einer Antwort machte er eine geringfügige Gebärde.

„Sie machen sich aus dem Orden wohl nicht viel?“

„Gar nichts, Hoheit.“

„Auch nicht aus der darin liegenden Anerkennung Ihrer Dienste?“

„Die beste Anerkennung ist der Gehalt.“

„Sie Materialist!“ schrie der Fürst und spuckte den Stein aus.

„Vom Idealismus werden meine Kinder nicht satt,“ versetzte der Notar gereizt.

„Gut, mein Lieber, ich kenne Sie jetzt. Ich versprach, daß Ihnen nichts geschieht. Sie sehen aber doch wohl selbst ein, daß Ihre Anschauungen für einen Beamten, der einen Dienstleid leistet, nicht passen. Nun überlasse ich Ihnen, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Ich bin neugierig, wozu Ihr demokratisches Ehrgefühl Sie treibt.“

Der Notar kämpfte einen heftigen Kampf. Minutenlang. Sollte er sich dem erzürnten Fürsten zu Füßen werfen und um Gnade flehen? Nein! Sein Stolz siegte und er sagte:

„Gut, einem Staat, wo der Beamte keine Meinungs-freiheit besitzt, will ich nicht länger dienen. Ich lege mein Amt in Ihre Hände zurück; geben Sie es einem Heuschler, der klug genug ist, seine wahre Gefinnung zu verdecken.“

„So,“ rief der Fürst, „nun entfernen Sie sich, aber rasch. Es ist Zeit! Zu lange mißbrauchen Sie meine Geduld schon.“ Und er rief einen Lakaien und befahl ihm:

„Schaffen Sie mir den Mann aus den Augen, er ist Republikaner. Aber schnell, es ist Zeit.“

Der Lakai packte den Notar fest an der Schulter und zerrte ihn hinaus. An der Treppe gab er ihm einen Stoß, so daß er hinunterflog und — — aufwachte.

Er lag noch auf dem Sofa seines Studierzimmers, wohin er sich zum Mittagsschlaf gelegt hatte. Vor ihm stand seine Frau.

„Es ist Zeit,“ sagte sie und schüttelte ihn derb an der Schulter. „Du mußt dich anziehen zur Audienz. Heut willst du gar nicht aufwachen.“

Glückselig und erleichtert erhob sich der Notar. Nein, daß man auch so dummes Zeug träumen kann! Wie froh war er, daß der ganze Vorgang nicht Wirklichkeit war, und er zog seine Lehre daraus.

Und bei der wirklichen Audienz war er viel vorsichtiger und der Fürst viel gnädiger.

Hat er nicht recht gehabt??

Kardinal Granvella.

Ein mißglückter Versuch kirchlicher Staatsretterei.

In diesen Tagen, in denen der Ultramontanismus keinen Augenblick vorübergehen läßt, ohne sich als Volkswert gegen die Mächte des Umsturzes zu empfehlen, mag es am Platze sein, den Blick auf die Vergangenheit zu werfen und an Hand der geschichtlichen Thatfachen die Wichtigkeit dieser Behauptung zu prüfen. Allerdings, das eine muß zugegeben werden: immer wieder haben Herrscher, als sie sich am Rande des Abgrundes befanden, nach der Unterstützung der Kirche als letzten Rettungsanker gegriffen — einen Nutzen brachte ihnen dies jedoch selten. Denn war der kirchlichen Macht wirklich einmal ein Erfolg beschieden, so hat sie sofort das Errungene für sich usurpiert und zu spät mußte die hilflose Regierung entdecken, daß sie den Bock zum Gärtner gemacht hatte. In den meisten Fällen aber haben die staatsretterischen Bemühungen der Kirche überhaupt nichts gefruchtet, ja sogar in höchstem Maße geschadet und die Kirche sowie die kirchlichen Kreaturen haben die Länder, an deren Befundung sie arbeiten sollten, vielfach in einen ruinösen Zustand versetzt.

Wie wenig erträglich es für ein Land ist, wenn die Kirche ihre Fuchtel über den Staat schwingt und wie wenig berechtigt die Kirche ist, sich als Staatsretterin zu preisen, dafür gibt es wohl kaum ein klassischeres Beispiel als jene gewaltige Epoche politischer und wirtschaftlicher, religiöser und geistiger Kämpfe, die sich in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Vereinigten Niederlanden abspielten, um mit dem Abfall dieser Länder von Spanien zu enden. Wohl kaum hat der Ultramontanismus sowohl als kirchliche Institution wie durch einzelne Personen als Träger des kirchlichen Herrschaftsgedankens ein untrüg-

„Näheres Zeugnis dafür erbracht, daß er unfähig ist, im Sinne eines staatsbehaltenden Faktors zu wirken, als in jener Zeit, da ein früherer Geisteszug durch jene Länder ging, der dann, wenn auch zeitweilig unterliegend, mit dem Siege des fortschrittlichen und freien Gedankens endete. Die Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung, durch Friedrich Schillers lebensfarbig, leider jedoch unvollendete Darstellung jedermann leicht zugänglich, zeigt in ihrer ersten Hofe aufs deutlichste, daß einerseits die Schar der Vorwärtstrebenden nicht aufgehalten werden kann durch römische Machtmittel, daß aber andererseits eine reaktionäre Regierung um so mehr zu ihrer Beseitigung beiträgt, je enger sie sich mit dem Ultramontanismus liiert und Staats- und Kirchenfuge verquilt.“

Denn so sehr auch die Scheidung der Vereinigten Niederlande von Spanien bedingt war durch die fortschreitenden wirtschaftlichen, politischen und geistigen Verhältnisse, die eine dauernde Knechtung der freien Niederländer durch die geistig zurückgebliebenen Spanier unmöglich machten und so sicher die Befreiungs- und Religionskämpfe der Reformation auch in den Niederlanden ein siegreiches Ende nehmen mußten — starker Vorstoß wurde den Vorkämpfern der neuen Gedanken geleistet durch die infolge Mißbrauch zum Widerstand reizende, niederdrückende Macht der Kirche und ins Rollen wurde die Frage gebracht durch jenen Mann, den Philipp II. König von Spanien, einer der größten Tyrannen und gleichzeitig eifrigsten Kirchengänger aller Zeiten, als Pfleger der spanischen Interessen in den Niederlanden neben der Oberstatthalterin Margarethe von Parma eingesetzt hatte. Kardinal Granvella oder Anton Perrenot, Bischof von Arras, später Erzbischof von Mecheln und Metropolitan der sämtlichen Niederlande.

Im Jahre 1516 als Sohn eines Geheimrats des Kaisers Karl V. geboren, erwarb sich der spätere hohe kirchliche Würdenträger und geriebene Staatsmann rasch das unbeschränkte Vertrauen Karls V., der ihn dann gleichsam als wertvolles Geschenk, seinem Nachfolger in Spanien, Philipp II. weiterempfahl. Was ungleich größeren Naturen nicht gelang, erreichte die Unterwürfigkeit des schlaun Geistes. Philipp II. vertraute ihm blindlings und glaubte seine Macht in den Niederlanden nicht besser festigen zu können, als daß er bei seinem Abchied von den niederländischen Provinzen im Jahre 1559 der Oberstatthalterin Margarethe von Parma Granvella als Minister mitbrachte. So sehr jedoch des Priesters Talente darauf gestellt waren, eine beschränkte, grausame Cäsaren-natur zu bestechen, so wenig waren seine Fähigkeiten und die ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmittel dazu ange-tan, ein Volk niederzuhalten, welches sich dagegen wehrte, daß seine beizworenen Freiheiten angefaßt würden. Mar charakterisiert Friedrich Schiller die Ungeeignetheit Granvellas zum Staatsmann eines freiheitlich ge-sinnten, aufstrebenden Landes mit den Worten: „Granvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Reichthum erzogen, kannte er keine andern Verhältnisse unter Menschen als Herrschaft und Unterwerfung, und das imwohnende Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Menschenverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hoch-fahrend und frech, und bewaffnete mit der königlichen Voll-macht, die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Inter-esse der Krone hüllte er seinen eigenen Ehrgeiz, und machte die Trennung zwischen der Nation und dem König unheil-bar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb.“

Nach sollte es sich darten, daß ein Priester und ein straffes kirchliches Regiment nicht die Mittel sind, ein im Strome der Entwicklung befindliches Volk, das gerade in diesem Moment nach weiterer religiöser Einfachheit und höherer politischer Freiheit strebte, auf die Dauer in seinem Siegeslauf zu hemmen. Mit der Mission ausgerüstet, die Herrschaft der päpstlichen Kirche in den Nieder-landen zu festigen, die Macht der Stände zu brechen und

an deren Stelle die unumschränkte Gewalt Philipps II. zu setzen, glaubte Granvella seinem Auftrag am besten durch gerecht zu werden, daß er die Gläubigen besiedelte und die Inquisition, die Geißel jener Zeit, noch ver-schärfte, bezw. zwecks straffer Durchführung die kirchliche Gerichtsbarkeit noch weiter ausdehnte und eine größere Anzahl höherer Kirchenposten schuf. Durch diese Maß-regel verdarb er es jedoch mit einer Reihe Provinzen, be-sonders mit Brabant, dem in einem alten Freiheitsbrief die Unverletzlichkeit der Kirchenverfassung garantiert war, wie er andererseits durch eine Reihe anderer Handlungen, die einflussreichen Wilhelm, Prinz von Oranien und La-moral, Graf von Egmont sich zu Feinden machte. Trotz der Unzufriedenheit der Städte und den mächtigen Geg-nern unter dem Adel — der eifersüchtige Adel sah durch Granvella seine Privilegien bedroht —, welsch letzterer ver-gabens direkt an Philipp II. appellierte, regierte Granvella als allmächtiger Minister nach seinem despotisch kirchlichen Sinne weiter, seiner Autokratennatur immer mehr die Zügel überlassend.

Sast unumschränkt beherrschte Granvella durch den Staatsrat das Land; selbst die Statthalterin mußte er geistigt all seinen Plänen gefügig zu machen. Er besetzte fast alle weltlichen und geistlichen Ämter, sodas man Granvella als einen ausgeprägten kirchlichen Herrscher betrachten kann. Wie dieser Apostel in hohen Würden die Heilswahrheiten seiner Religion durchgesetzt wissen wollte, geht aus der Tatsache hervor, daß ohne Unterlaß Glaubens-untersuchungen vorgenommen wurden und mit den Negern fürchterlich Gericht gehalten wurde. Von Erfolg war zwar die Sentenzarbeit nicht gekrönt, denn die Anhänger der Reformation waren bereits zu zahlreich und der Tod eines Märtyrers rief 100 neue ins Leben. Erneut wandten sich Oranien, Egmont und Hoorn an Philipp II., um diesen über die Bedenklichkeit der priesterlichen Staatsretterei aufzuklären, damit jedoch wenig Gehör findend, da ja Granvellas politische Maximen denen des verführten, tyrannischen spanischen Königs entsprachen, der meinte, daß sich die Plänen geduldig dem gleichen Joch einfügen würden, das die Spanien als Jüging Gottes ergebnisvoll hinnahmen.

Nachdem er die Fruchtlosigkeit seiner Vorstellungen beim König eingesehen, setzte der Adel ein anderes Kampfmittel gegen Granvella in Bewegung. Gelang es nicht in wuch-tigem Kampfe den Mann im Rurpur zu Fall zu bringen, so mußten andere Hebel in Bewegung gesetzt werden. Mit ägendem Spott und giftigem Hohn wurde nunmehr gegen den stolzen Minister gearbeitet. Oeffentlich wurde ihm Verachtung kund getan, alle seine Handlungen mit dem Anstrich des Lächerlichen behaftet, damit den hoch-müthigen Priester schwer demüthigend. Der Adel ließ, wie Sigisius in seinem Briefwechsel berichtet, auf die Angabe des Grafen von Egmont seine Bedienten eine gleiche Libree tragen, auf welche eine Narrentappe gestickt war. Ganz Brüssel legte sie für den Kardinalshut aus, und jede Er-scheinung eines solchen Bedienten erneuerte das Gelächter. Diese Narrentappe wurde nachher, weil sie dem Hofe an-säßig war, in ein Bündel Heile verwandelt — ein zu-fälliger Scherz, dem dann wahrscheinlich das Wappen der Republik seine Entstehung verdankt. Wie weit dieser Kampf mit den Waffen des Aristophanes ging, geht schließlich auch daraus hervor, daß, wie aus der Allgemeinen Ge-schichte der Vereinigten Niederlande ersichtlich, man dem Kardinal öffentlich einen satyrischen Kupferstich in die Hand steckte, auf welchem er über einem Saufen Eier sitzend vor-gestellt war, woraus Bischöfe hervorkrochen. Ueber ihm schwebte ein Teufel mit der Handschrift: „Dieser ist mein Sohn, den sollt ihr hören!“

Jedoch all dies hätte, wenn es auch Granvella bitter kränkte und dazu angetan war, seine Macht zu schwächen, nicht in vollem Maße das gewünschte Resultat d. i. den Sturz Granvellas gebracht, wenn nicht das Volk über die verhasste Herrschaft empört, sich immer mehr gegen ihn gewendet hätte. Haß, Abscheu und Verachtung machten ihre Stimmen geltend. Die stetigen Hinrichtungen reizten die Wut des Volkes, dem der Mann im päpstlichen Rur-pur allmählich zu einem Greuel wurde. Zimmer stärker wurde die Klutwelle, die sich im Volke gegen das tyrann-